

Romeo und Julia im Krieg

Hans Krech

Die Ermordung von Sarajevo ist ein hartes Stück Arbeit. Die ganze Nacht zuckten von den Bergen um der Stadt Blitze, Heulen und bersrender glühender Stahl, der sich durch die Dächer, die dünnen Häuserwände und die Asphaltdecken der Strassen frass. Krieg. Jeden Tag. Jede Nacht. Leben in einer eingekesselten belagerten Stadt. Aber Leben. Leben mit Admira.

Ich bin hinaufgestiegen in den vierten Stock unseres Hauses, in unsere kleine Zweizimmerwohnung, sehe durch die geborstenen Fensterscheiben hinüber zu den Bergen, die uns wie Wälle umgeben. Es ist ein kühler Morgen. Dunst liegt auf den schwarzen Wäldern. Hin und wieder fallen vereinzelte Schüsse. Ich registriere sie kaum noch. Einige Rauchsäulen steigen an diesem windlosen Tag fast gerade aus den Wäldern in den Himmel. Die Serben bereiten wohl ihr Frühstück, kochen über Lagerfeuern in grossen Kesseln Kaffee und braten Speck, rösten Brot. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet, geschuftet. Sie haben Geschütze an Trossen über zerfurchte Waldwege geschleppt. Granaten fluchend in die Stellungen getragen, über Karten im Taschenlampenschein Ziele ausgewählt und Abzugshebel betätigt. Sie haben geschwitzt und gebrüllt und hatten ein Lachen im Gesicht, wenn die Granaten beim Einschlag eine Feuersbrunst auslösten. Sie sind siegessicher. Sarajevo wird wieder serbisch. Die Ermordung von Sarajevo ist ein hartes Stück Arbeit. Jetzt wird mein Blick abgelenkt von einem Trupp Soldaten, die von der Front kommend stadteinwärts ziehen. Die ganze Nacht haben sie die angreifenden serbischen Freischärler abgewehrt, haben in den Schützengräben gelegen und geschossen, in die Nacht gehorcht und wieder geschossen. Ich öffne das Fenster. Glasreste fallen aus dem Rahmen und splintern auf den Fussboden, die unter meinen Schuhen knirschen. Aus dem Fenster nach rechts spähend sehe ich die Frontlinie, die sich vielleicht zweihundert Meter östlich von unserem Haus entfernt befindet, ein lächerlich kleiner Wall von ausgehobenen Stellungen, die wie eine Aneinanderreihung von Maulwurfshügeln mit ihren Sandsackbarrikaden wirken. Gräben wie mit einer Kinderschaufel gezogen im Sandkasten im Kontrast zum Wall der Belagerer, den nahen Bergen.

Unsere Neubausiedlung ist direkt am Stadtrand. Es sind alles fünfgeschossige aus vorgefertigten Platten gebaute Wohnblöcke mit Wohnungen, die sich alle gleichen. Gebaut erst Anfang der achtziger Jahre. Damals eine gefragte Wohngegend, heute ein Frontabschnitt. Wir sind das vorletzte Haus. Dann kommt freies Feld, dann die Frontlinie und dann die Berge. Serbische Scharfschützen können aus den Wäldern heraus unsere Häuser noch erreichen. Sie schießen auf alles, was sich bewegt. Nachts brüllen die Kanonen um uns herum. Wenn ich vorsichtig, ohne den Kopf aus dem Fenster zu schieben nach links schaue, kann ich in die Stadt hinaussehen, die in unserer Wohngegend so aussieht, wie diese Strasse. Neubaublocks reißen sich an Neubaublocks. Hier ist Sarajevo eine Stadt ohne Gesicht. Sogar jetzt im Krieg ähneln sich die Häuser. Überall sind die Scheiben geborsten. Wo Granaten einschlugen, sind die toten Fensterhöhlen von schwarzem Russ umgeben. Die Feuer werden schnell gelöscht. Noch gibt es eine Feuerwehr. Langsam werden die Häuser zu Ruinen. Alle. Sie sterben langsam. Die Ermordung Sarajevos ist ein hartes Stück Arbeit. Die Bewohner leben in den Kellern. Wo sollten sie auch hin? Alle Behelfsquartiere in der Innenstadt sind überfüllt. Sie sitzen nachts engumschlungen in den Kellern und zittern. Über ihnen jaulen Granaten. Auf den Strassen jammern die Sirenen der Feuerwehren. Am Tag kehrt Ruhe ein. Kaum jemand traut sich wegen der Scharfschützen auf die Strasse. Seit 14 Monaten geht das nun schon so. Seit 14 Monaten haben wir Krieg. Seit 14 Monaten sitzen wir in den Kellern. Seit 14 Monaten gibt es immer weniger zu essen. Der Trupp Soldaten ist unter dem Fenster vorbeimarschiert. Junge müde Gesichter unter schweren Stahlhelmen. Die Bosnier tragen geschleckte Tarnanzüge. Auf den Rücken haben sie Maschinenpistolen. Die Läufe hängen alle nach unten. Aber sie marschieren noch im Gleichschritt. Sie wehren sich noch. Doch täglich werden es weniger. Die Nächte in Sarajevo sind lang. Sie sind voller Feuerschein und voller Toter. Ich stehe hier am Fenster der Wohnung meiner Eltern, in meiner Geburtsstadt, auf deren Strassen ich als Kind gespielt, in deren Kindergärten und Schulen ich aufgewachsen, an deren Universität ich studiert habe. Aber ich bin ein von dieser Stadt Verstossener, ein Aussätziger. Ich bin Serbe und die Stadt ist muslimisch. Es ist nicht mehr unsere Wohnung. Sie wird es vielleicht nie mehr sein.

Mein Vater wurde von einer Mine zerrissen, die auf dem Feld versteckt war, wo er für uns in der Abenddämmerung Kartoffeln ausgrub. Die Mine hatte keinen Absender. Wir wussten nicht, ob es eine serbische oder eine muslimische Mine gewesen war. Er berührte den Auslösemechanismus, da sprang sie zwanzig Zentimeter hoch, brüllte auf und zerfetzte ihn. Die Mutter und mein Bruder flüchteten daraufhin mit unserem Auto nach Serbien. Sie sind bei Verwandten in Belgrad untergekommen. Manchmal telefonieren wir miteinander. Wie durch ein

Wunder funktionieren noch die Telefonleitungen in diesem durch die neuen Grenzen zerhackten Land. Immer wieder bedrängen mich Mutter und Bruder aus Sarajevo zu flüchten und zu ihnen zu kommen. Keine Handvoll Serben wohnt mehr in unserem Wohnviertel. Viele Bekannte reden nicht mehr mit mir, wenn wir uns beim geduckten über die Strasse Hasten auf dem Weg zum Supermarkt zufällig begegnen. In dieser meiner Stadt wächst jede Nacht der Hass auf die Serben, die Sarajevo ermorden. Dieser Hass könnte sich auch gegen mich richten. Ein Serbe, der mitten unter ihnen lebt, im Keller dieses Hauses. Wir haben die Wohnung Nr. 43 – die Vier steht für das Stockwerk und die Drei für die Nummer der Etage – und dazu gehörte der Keller Nr. 43, ein durch Lattenroste abgeteilter Verschlag, an dessen Decke die Abwasserrohre aus Kunststoff in Aluminiumschellen sitzen. In ihnen ist immer noch glucksendes plätscherndes Leben. Aus gerissenen Leitungen in den Wohnungen über uns fließt Wasser ab. Niemand lebt mehr in diesen Wohnungen. Alle hausen in ihren Kellern. Kleine durch Decken voneinander isolierte Reiche. Seit 14 Monaten ist der Kellerverschlag Nr. 43 mein Zuhause. Erst teilte ich ihn mit Vater, Mutter und Bruder, seit neun Monaten mit Admira. Sie ist Muslimin und Bosnierin. Ohne sie werde ich in diesem Leben keinen Schritt mehr irgendwohin gehen.

Der Morgendunst hebt sich. Die nahen fernen Wälder wirken etwas freundlicher. Ein Hauch Blau verdrängt das düstere Grünschwartz. Unbekümmert steigt die Sonne am Himmel hoch. Die Serben drüben auf der anderen Seite der Front werden sich jetzt auf irgendeiner Lichtung in die Sonne legen. Die Heckenschützen sitzen auf Bäumen am Waldrand und beobachten durch ihr Zielfernrohr unseren Stadtteil. Vorsichtig trete ich einen Schritt vom Fenster zurück. Jetzt beginnt die gefährlichste Zeit des Tages, an der ein sich Bewegen auf der Strasse noch totbringender sein kann als in der Nacht. In unserem Stadtteil, der von Heckenschützen den ganzen Tag belauert wird, schlafen die Bewohner die meiste Zeit des Tages und bleiben nachts wach. Der ganze Körper hat sich auf diese Veränderung des Lebensrhythmus eingestellt. Nur den Kindern fällt es schwer, ihren Bewegungsdrang zu unterdrücken. Sie toben nachts durch die Gänge zwischen den Kellern. Ängstliche blasse magere Höhlenkinder mit weitaufgerissenen Augen, die nichts so sehr vermissen wie die Sonne. Wie schön wäre es, mit Admira zur Adria zu fahren, unbekümmert am Strand liegen zu können, die wärmenden Strahlen der Sonne auf unseren Körpern zu spüren. Aber die Adriaküste ist wohl jetzt auch Ausland. Wer weiss, was es dort für einen Krieg gibt. Ich habe völlig den Überblick über die Wirren des zerfallenden Jugoslawien verloren. Meine Welt ist klein geworden. Admira und der Keller Nr. 43, ein Ausflugplatz im vierten Stock, ein

Schleichpfad zum Supermarkt und die Erinnerungen. Das ist alles. Es ist nicht viel, aber es ist auch entschieden mehr, als viele Bewohner dieses Hauses besitzen. Wir haben unsere Liebe, eine junge Liebe, eine, deren Feuer auf ewiger Flamme glüht. Das Gebäude meiner Gedanken ist dieses wunderschöne schwarzhaarige Mädchen aus Sarajevo. Sie ist wie die Stadt und ihre Geschichte, die Abendland und Morgenland vereinigt, die Adria und den Bosphorus, das 1537 Meter hohe Javor-Massiv mit den Bergen Anatoliens. Irgendwann nach der Schlacht auf dem Amselfeld 1389 in der die auf den Balkan vordringenden Osmanen die Serben, Kroaten und Bosnier schlugen, traten ihre Vorfahren zum Islam über. Admira ist Muslimin, sie weiss um die Geschichte ihrer Vorfahren. Und doch ist sie ein völlig normales Mädchen aus Sarajevo, nicht anders als die anderen hübschen Mädchen dieser Stadt, nur noch schöner, noch temperamentvoller, noch intelligenter, noch zärtlicher. Ich liebe sie. Sie ist genauso wie ich ein Teil dieser Stadt. Die Schlachten der Vergangenheit haben uns alle eingeholt. Die Siege und Niederlagen der Ritter und Janitscharen. All das Blut der Jahrhunderte fliesst wieder durch unsere Strassen und Seelen. Es macht das Leben nicht leichter. Es fliesst auch mitten durch unsere Liebe, durch unser Bett, durch unsere sich im Kuss berührenden Lippen. Die verlorene Schlacht auf dem Amselfeld wird neu ausgekämpft. Armer Balkan, Sorgenkind Europas seit langem. Am 28. Juni 1914 wurde hier bei uns in Sarajevo der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand ermordet. Die Stadt muss das heute noch aushalten. Einen Monat später folgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien. Bringt diese Stadt, dieses Land, das jetzt wieder Bosnien-Herzegowina heisst, nur Unglück? Wir stöhnen alle über die schwere Last unserer Geschichte. Sie ist ein alter Geier, der krächzend auf unseren Schultern hockt. Sind nicht genügend Menschen gestorben in all diesen Jahrhunderten? Admira ist Muslimin und Bosnierin, ich bin Christ und Serbe.

Es wird ein Tag wie jeder andere. Ein Blick auf die Uhr versetzt meine Beine in flinke Bewegungen. Es ist schon nach acht Uhr. Um neun Uhr öffnet der Supermarkt. Es soll heute Kartoffeln geben. Wenn wir welche abbekommen wollen, müssen wir schon vor der Öffnungszeit am Geschäft in der Warteschlange stehen. Im Laufschrift springe ich die engen steinernen Treppen im noch intakten Treppenhaus hinunter bis in den Keller. Hin und wieder begegne ich Hausbewohnern. Grüssen tut hier keiner mehr. Wir wohnen alle in einer Höhle, wo es keine Geheimnisse mehr voreinander gibt. Ein Stück Balkan weggeschlossen in einem Keller. Da hustet ein Nachbar, eine Frau stöhnt, wenn sie sich bückt, es dudelt ein Radio, in einem tragbaren TV-Gerät ist Krieg. Unser Krieg. Auch unsere Liebe ist ein Stück der Allgemeinheit. Sie

lässt sich nicht verbergen. Wenn Admira in meinen Armen liegt, dann hören das nicht nur die Nachbarn in den Verschlagen 42 und 44. Aber sie haben Verständnis für uns. Eine Liebe in Sarajevo.

Unsere Tür steht offen. Admira wartet schon auf mich. Sie hat ihre blaue Ausgehjacke an und trägt dazu Jeans. Vorwurfsvoll schaut sie auf die Uhr. Mein älterer Bruder, der einige Jahre in Deutschland als Gastarbeiter arbeitete, liess mir einen Teil seiner Ersparnisse da. 2000 Deutsche Mark. Damit sind wir reich. Wenn es in unserem Supermarkt etwas zu kaufen gibt, dann können wir uns das in der Regel auch leisten. Für Deutsche Mark gibt es sogar in einer belagerten Stadt noch allerhand. Admiras Jacke und die Jeans haben wir auch so finanziert. Wir nehmen uns bei den Händen und hasten los. Nach dem Verlassen des Hauses laufen wir hintereinander auf der Schattenseite der Strasse gebückt und eng an der Häuserwand entlang stadteinwärts. Bis zum Supermarkt sind es nur noch wenige Minuten. Wenn ein Scharfschütze vom Waldrand schiessen sollte, müssten wir sofort in einem der zahlreichen Hauseingänge verschwinden. Für uns junge Leute, wir sind beide fünfundzwanzig Jahre alt, ist die Rennerei zum Supermarkt kein Problem. Für ältere Leute ist Sie eine Tortur. Am Ende der Strasse biegen wir nach links um die Ecke und stehen direkt am Eingang des Supermarktes. Die grossen gläsernen Schaufensterscheiben sind durch Pressspanplatten und Kartonagen ersetzt. Hierher kann kein Scharfschütze schiessen und so können wir aufrecht stehen. Flüchtig berühren sich unsere Lippen. Ich drücke ihre Hand kräftiger und in ihren schwarzen Augen blitzt der Übermut. Es ist ein schöner Morgen. Gefahr droht an dieser Ecke nur durch die Artillerie in den Bergen. Sie schießt jede Nacht. Am Tag gibt es nur gelegentlich überraschende Feuerüberfälle. Aber das ist Schicksal. Dagegen kann man nichts unternehmen. Wir lachen und schauen uns an, weil Wir die ersten am Supermarkt sind. Noch heute morgen werden wir gekochte Kartoffeln mit Salz essen.

Da steht sie vor mir, die Königin meines kleinen Reiches Nr. 43, einen halben Kopf kleiner als ich, wohl einssiebzig gross, mit geradem Rücken und schmalen Schultern. Ein schlankes sportliches Mädchen mit schwarzem leicht gelocktem vollem Haar, das ihr Gesicht und ihren Hals umrahmt und ihr in einem kühnen Pony die ganze Stirn und die Augenbrauen verdeckend ins Gesicht fällt. Darunter liegen grosse schwarze Augen, in deren Bann ich seit neun Monaten lebe. Sie fesseln mich, sie machen mich schwach und stark, sie sind die irdische Sonne, um die mein Leben kreist. Wegen dieser Augen bin ich noch in Sarajevo und wegen der weissen seidigen Haut, die die blaue Jacke und das T-Shirt bedecken, wegen ihrer Brüste, die sich mir in unserem Bett liebesbedürftig entgegenrecken, wegen ihrer vollen ungeschminkten Lippen, deren Berührung Hunger macht auf mehr. Wir kennen uns

seit sieben Jahren, als wir gemeinsam an der Universität im selben Studienjahr sitzend unser Chemiestudium aufnahmen. Ich hatte sie schon mehrmals bei den Vorlesungen mit bewundernden Blicken gestreift, dann standen wir uns plötzlich im Menschengedrange auf einem Wochenmarkt gegenüber. Seitdem hatten wir uns nicht mehr aus den Augen verloren, trafen uns gelegentlich, gingen auch mal zusammen in die Disco. Ich hatte in diesen Jahren mehrere Freundinnen, sie wohl auch mehr als nur einen Verehrer. Wir studierten, machten unsere Diplomprüfungen und trennten uns dann als gute Freunde. Sie blieb an der Universität und arbeitete an ihrer Dissertation, ich fand Arbeit in einer Forschungsabteilung eines Chemiekombinates. Dadurch begegnete ich Admira wieder. Von meinem Arbeitgeber wurde ich an die Universität zu einem Weiterbildungslehrgang geschickt, den Admira leitete. Wir konnten einander nicht entkommen. Das Schicksal hatte uns einfach füreinander bestimmt. So muss ich ihr das auch erklärt haben, als wir nach der Weiterbildungsveranstaltung in einem Strassencafe saßen. Sie hörte mir lachend zu, beugte sich dann zu mir herüber und gab mir einen Kuss, der ihr «Ja» zu meinem Antrag war. Danach trafen wir uns regelmässig mehrmals in der Woche, bis der Krieg kam und viele Serben fluchtartig Stadt und Land verliessen. Als der Vater tot war und Mutter und Vater nach Belgrad gingen, blieb ich mit Admira in Sarajevo. Dieser Keller Nr. 43 war unsere erste gemeinsame Wohnung. Wir wurden ihn nie vergessen. Einmal musste dieser verfluchte Krieg doch auch ein Ende haben. An dem Tag, an dem dieser Krieg endete, wollten wir heiraten, hier in Sarajevo, der Serbe Bosko Bilc und die muslimische Bosnierin Admira Ismic, um uns und unseren Kindern – wir erhofften uns deren mindestens zwei – ein Hoffnungszeichen zu geben, dass es nicht nur gegeneinander, sondern auch miteinander ging. Egal – wer nun die Schlacht auf dem Amselfeld gewonnen hatte, in wessen Land wir lebten, in welchem Gottesraum wir beteten. Wir fühlten uns als Europäer, als moderne lebenslustige wissensdurstige Bürger eines zusammenwachsenden Europas. Auch der Balkan war Europa. Wir mussten es doch alle irgendwann wieder lernen, den alten und den neuen Hass zu besiegen und wieder vernünftig miteinander umzugehen. Admira dachte genauso wie ich. Aber unsere Familien waren Opfer des die Balkanvölker trennenden Hasses. Ihre Familie wohnte in einem anderen Stadtteil. Ich sah ihre Eltern selten. Es machte sie nicht gerade glücklich, ihre Tochter mit einem der in der Stadt verbliebenen Serben zusammenwohnend zu wissen. Meine Familie war in Belgrad. Dazwischen war die Frontlinie. Aber nicht zwischen uns beiden. Nie. Das Band unserer Liebe war stärker als der Krieg. Das alles war ein Gedanke, gedacht hundertmal am Tag in den Träumen und nachts als Begleitmusik zum Donnern der serbischen Geschütze, wenn wir beim Kerzenschein am Radio saßen und uns unterhielten.

Mittlerweile stehen hinter uns an die dreissig Leute in einer lockeren Reihe, deren Kopf wir sind. Admira erzählt mir von irgendwelchen Freundinnen, die sie gerne besuchen gehen würde. Aber sie weiss, dass das jetzt nicht möglich ist. Es ist neun Uhr. Die Eingangstür des Supermarktes öffnet sich. Die Regale sind heute mit Kartoffelbeuteln ausgelegt. Ausserdem gibt es nur noch Reinigungsmittel, Kosmetika und Brot. Morgen gibt es anstatt der Kartoffeln vielleicht ungarische Salami oder Eier oder grünen Salat. Auch das würden wir uns leisten können. Es ergänzte die kargen Nahrungsmittelrationen der UNO, die wir alle kostenlos erhielten. Hungern mussten wir nicht.

Auf dem Rückweg lief Admira voran. Ich hatte den Kartoffelbeutel in der Hand und folgte ihr. Bewundernd und verliebt folgten meine Blicke ihren geschmeidigen Bewegungen. Sie war sehr sportlich, lief gerne Ski in den herrlichen uns umgebenden Bergen. Die Erinnerungen an den Frieden waren schön.

Wir assen jeder vier gekochte Kartoffeln, die wir auf die Gabeln gesteckt pellten und dann mit Salz bestreuten. Ein köstliches Mahl. Um uns herum kochten alle Familien. Gegen zehn Uhr begann in unserem Keller die Nacht. In den eigentlichen Nächten konnte hier nahe der Frontlinie niemand schlafen. Sollten die Serben durchbrechen, mussten wir in die Innenstadt flüchten. Der Krieg war vor der Haustür. Und es ging um Leben und Tod. Wir hingen an unserem Leben. Alle.

Satt lagen wir dann eng aneinander gepresst unter der warmen Decke im Ehebett meiner Eltern, das wir hier in unserem kleinen Verschlag hatten unterbringen können. Und ich trank von ihren warmen Lippen den Traumsaft für diese Tagnacht. Adriastrand war darin, Meerresrauschen, aufstiegender Pulverschnee und unsere Schussfahrt den Hang hinunter ins Tal, Sonne war darin, viel Sonne und Kinderlachen. Dann lag ich auf ihr und spürte ihr Herz im selben Takt schlagen wie meines, es schlug schneller und schneller, bis es in einem glücklichen Hopser andächtig erstarrte, ein Denkmal unserer Liebe, nicht für alle Zeiten, aber wohl für diese eine Tagnacht in Sarajevo, in die wir uns einander umschlungen haltend hinübergleiteten.

Das allnächtliche Gewitter tobt. Die Geschütze spucken donnernd den Tod ins Tal unter ihnen, in dem Sarajevo kniet und leidet mit zerlöcherter Rücken und mindestens einem Kopfschuss pro Nacht. Es wankt, aber es fällt nicht. Umsichschlagend sinkt es langsam in sich zusammen. Die Ermordung von Sarajevo ist ein hartes Stück Arbeit.

Wir sitzen in unserem Keller, die Tür ist geöffnet, sind angezogen und fluchtbereit. Die Nerven aller Kellerbewohner sind angespannt. In den Bergen, ganz in der Nähe, sind Panzer gesehen worden. Werden die Serben heute Nacht den Durchbruch versuchen? Die bosnischen

Soldaten haben heute Abend mit einem Jeep noch eilig zusätzliche Panzerbüchsen geliefert bekommen. Nach Mitternacht geht es los. Während wir uns die Hände halten, wird unsere Strasse von Panzerkanonen beschossen. Ziellos feuern die Panzer vom Waldrand. Wir hören die Schreie der bosnischen Verteidiger. Draussen jagen aufgeregt Kradmelder vorbei. Ihre Motorräder rasen wie Blitze. Als die erste Granate in unser Haus einschlägt, zucken alle zusammen. Das ganze Haus erzittert unter dem Schlag. Eine der Platten an der Aussenwand löst sich und fällt krachend auf die Strasse. Es war ein Zufallstreffer. Maschinengewehre auf beiden Seiten stottern ihre Wut in die Nacht. Zweihundert Meter bis zur Front. In dem Keller neben uns fangt die Frau an hysterisch zu schluchzen. Sie will aufspringen und weglaufen. Mit Gewalt halten ihre Söhne sie fest. Ihr Mann schlägt ihr ins Gesicht. Überall weinen die Kinder. In unserem Keller ist die Angst, die in allen Ritzen sass, an den Stuhlbeinen hochgekrochen. Werden wir gleich flüchten müssen? Die Berichte über Erschiessungen und Massengewaltigungen, die wir fast jeden Tag im Rundfunk hören, sind allgegenwärtig. Als die Panzer angreifen – wir können nicht wissen, dass es lediglich drei Stück sind – ist ihr Motorenlärm bis in unseren Keller zu hören. Der Gefechtslärm hört sich an wie eine Schlacht. Panzerbüchsen feuern, Maschinengewehre tacken, Panzerkanonen krachen. Dazwischen das Geschrei der Soldaten beider Seiten. Einem Panzer gelingt der Durchbruch. Er rollt über die Gräben hinweg und dann mit Vollgas hinein in unsere Stadt. Jetzt springen wir auf und hasten alle nach oben. Wenn hinter dem Panzer serbische Soldaten kommen, müssen wir sofort fliehen. Panik bricht aus. Erst oben an der Haustür, deren Glasscheiben wie durch ein Wunder noch heil sind, stoppt die Massenflucht. Keiner wagt auch nur noch ein Wort zu flüstern. Der Panzer, der uns wie ein Ungetüm aus der Unterwelt vorkommt, steht direkt vor unserer Haustür. Auspuffgase dringen bis zu uns vor. Er brennt schon. Kleine Flämmchen schlagen aus der Motorabdeckung. Da gehen die Luken auf und die Besatzung springt heraus. «In den Keller zurück!», schreit da ein Mann ganz vorne an der Tür. «Gleich explodiert er!» Die nach oben gebrandete Fluchtwelle flutet zurück, teilt sich wieder auf die einzelnen Verschläge auf. Wenige Minuten später explodieren die Granaten im Turm des Panzers. Er brennt aus, während Bosnier Jagd auf die flüchtenden Serben machen. Die beiden anderen Panzer ziehen sich in den Schutz der Wälder zurück. Meine Hände haben sich fest in die von Admira gekrallt. Wir zittern beide. Wir zittern alle.

Als es hell wird, laufen wir vorsichtig nach oben, um uns den Panzer anzusehen. Ein russgeschwärztes geborstenes Wrack. Ein Stückchen weiter liegen auf der Strasse die toten Serben. Hingemäht von den Gewehrkugeln der Muslime. Ein Offizier begutachtet den Panzer und

macht eine sorgenvolle Miene. Da stösst mir der Mann neben mir seinen Ellenbogen in die Rippen. Hau ab!», zischt er mir zu. «Du bist doch auch Serbe!» Das Zischen ist von allen Seiten zu hören. Es pflanzt sich fort. Eine Mauer aus Wut wächst empor, die ich nicht mehr überblicken kann. Ich schaue in lauter graue hassverzerrte Gesichter. Schläge treffen mich von allen Seiten. Ich werde herumgezogen und gedreht, geschubst und getreten. «Serbe!» «Mörder!» ,«Hau ab!» Ich höre Admira aufschreien, die nicht mehr an meiner Hand ist und kann ihr nicht helfen. Eingekeilt in diesem Menschenschwarm – unsere Nachbarn – die mich schlagen und beschimpfen und dann plötzlich einfach stehen lassen. Alle strömen zurück in den Keller. Ich bleibe stehen, benommen und tief gedemütigt. Diese Welt kann ich nicht mehr verstehen. Mir gegenüber in der anderen Ecke des Hauseinganges steht Admira. Keiner hat ihr etwas getan. Sie haben sie nur beiseite geschoben und in diese Ecke gedrängt, als sie mir helfen wollte. Sie stürzt auf mich zu, schlingt ihre Arme um meinen Hals und flüstert: «Ich liebe Dich.» Ihre Lippen drücken sich auf meine Lippen und auf den tiefen seelischen Schmerz, den dieser Morgen in mir hinterliess. «Ich bin doch hier zuhause», stammle ich.

«Ich bin hier geboren. Ich habe niemals an einem anderen Ort gelebt, als in dieser Stadt.» Wieder drücken sich ihre Lippen auf meinen Mund. Verschiessen ihn vor den weiteren Sätzen, die absprungbereit in mir sitzen. «Warum?! Warum?!», wollen sie schreien. «Was habe ich mit diesem Krieg zu tun?» Admira kennt alle meine Gedanken. Ihre Hände fahren streichelnd durch mein Haupthaar und eng an mich gepresst höre ich sie in mein Ohr flüstern: «Bosko, wir werden weggehen von hier. Weggehen vom Krieg. Irgendwo muss es auch für uns einen Platz geben, wo wir uns lieben können. Hörst du, weggehen. Wir gehen.» Die Wangen sind nass. Wir lehnen in dem Flur, hinter den nun zersplitterten Scheiben der Eingangstür, fest aneinandergedrückt, sehen den Offizier um den Panzer herumstreuen. Vom Keller herauf zischt es: «Haut ab!», «Serbe!» Ich kann die Stimmen nicht identifizieren. «Haut ab!» – «Wir gehen», sagt Admira. Laut und bestimmt.

Wortlos sitzen wir im Auto des muslimischen Offiziers. Er hatte die Ereignisse in unserem Haus mitbekommen und bot uns kurz entschlossen an, uns mit in die Innenstadt zu nehmen. Um Sarajevo verlassen zu können, brauchen wir die Erlaubnis des Militärs, der UN-Schutztruppe und auch der Serben auf der anderen Seite der Front. Der junge Offizier, wohl kaum älter als ich, war vor dem Krieg Assistent an der Universität gewesen. Dann hatte er sich freiwillig zum Waffendienst gemeldet und war mittlerweile zum Leutnant befördert worden, weil es zu wenig Offiziere gab. Er hat nicht nur Mitleid mit uns, er will uns helfen. «Retten wir eine Liebe in Sarajevo», hatte er gemurmelt, als er die Tür seines Jeeps für uns aufriss. Ein hartgepolsterter russischer

Geländewagen, zuverlässig und robust im olivgrünen Kriegsmantel. Er sass vorne neben dem Fahrer. Weder Admira noch ich können unbeschwert unsere Geschichte erzählen. «Ein Serbe mitten in einem muslimischen Stadtteil», sagt der Offizier. «Ich hätte nie gedacht, dass es das noch gibt.» Er sagt es mit Anerkennung in der Stimme. Längst hat er gemerkt, wie es um uns steht. Als ich versuche zu erklären, wie sehr ich meine Heimatstadt liebe, winkt er ab. «Es ist Krieg.» Und fügt hinzu: «Krieg gegen Serbien. Ich helfe euch.»

Zu dritt stehen wir vor dem zuständigen Stabsoffizier. Im Hintergrund eine grosse Wandkarte auf der die Stellungen der Muslime mit roten, die der Serben mit blauen Fähnchen gekennzeichnet sind. Die Berge um Sarajevo sind voller solcher blauer Fähnchen. Der Hauptmann, ein älterer Herr um die Fünfzig mit leichtem Bauchansatz und Oberlippenbärtchen, das wohl den Blick des Gegenübers von den feisten Wangen ablenken soll, macht ein sorgenvolles Gesicht. «Das wird nicht leicht», sagt er. Dann telefoniert er lange mit dem Frontkommandeur am Miljacka-Fluss. Wir erhalten einen Passierschein, der auf den nächsten Tag ausgestellt ist.

So schnell? Die Knie sind mir weich und das Herz schwer. Abschied von der Heimat. «Wir können für eure Sicherheit nicht garantieren», sagt der Hauptmann. «Jeder Soldat wird an der Front gebraucht. Ich wünsche euch viel Glück. Kommt wieder, wenn der verdammte Krieg zu Ende ist.» Im Jeep fahren wir zur UNO. Dort stellt ein britischer Offizier mit blauem Barett einen Kontakt zu den Linien der Serben her und kündigt unsere Ankunft für morgen früh an. Genau acht Uhr können wir an der Übergangsstelle am Miljacka-Fluss die Front überqueren. Dann lässt uns unser treuer bosnischer Begleiter mit dem Jeep bei unserem Haus absetzen.

Keiner der Hausbewohner redet mit uns auch nur ein Wort. Sie schauen an uns vorbei. Die Kinder hören auf zu toben, als wir Hand in Hand an ihnen vorbeigehen. Totenstille. In unserem Verschlag Nr. 43 packen wir eine kleine Reisetasche mit unseren wenigen Habseligkeiten, persönlichen Erinnerungsstücken und den Pässen. Abschied von Sarajevo. Abschied vom Krieg. Diese Nacht liegen wir im Bett, obwohl die Granaten heulen. Die letzte Nacht. Die letzte Umarmung.

Schon vor acht Uhr sind wir am Übergang am Miljacka. Der Jeep hatte uns abgeholt und hierher gebracht. Wir überreichen den übernächtigen muslimischen Soldaten unseren Passierschein und klettern durch einen Schützengraben und über Panzersperren auf den Weg, der am Nordufer des Flusses entlang zu den serbischen Stellungen führt, die etwa eintausend Meter vor uns liegen sollen. Sie sind nicht auszumachen. Überall können Heckenschützen beider Seiten lauern.

Das hier ist Niemandland. Die Landschaft wirkt gespenstisch. Zerfetzte Bäume und Sträucher, halbtot und doch grün. Von Strommasten baumeln abgerissene Kabel herunter. Einige Vögel singen zaghaft in den Sträuchern. Der Fluss plätschert fröhlich dahin. Die Sonnenstrahlen glitzern in seinen Wellen und winken uns fröhlich zu. Abschied von Sarajevo. Abschied vom Krieg.

Hand in Hand gehen wir wortlos auf die Stellungen der Serben zu, ohne uns umzudrehen, ohne zurückzuschauen nach dem, was ich auch immer in meinem Herzen fragen werde, dieses Sarajevo, dessen Kinder wir sind. Beide. Der christliche Serbe Bosko Bric und die muslimische Bosnierin Admira Ismic. Verdammt noch mal. Sarajevo ist doch so. So wie wir. Ich schaue zu Admira hinüber. Sie wird es in Serbien schwer haben. Dort ist sie die aus dem Feindesland. In Sarajevo wurde ich gehasst. Eine verrückte Welt. Wir wollen nichts weiter, als uns lieben. Schüsse von ichweissnichtwoher. Haltloser Absturz nach vorn. Zugreifen ins Nichts. Das Gesicht im Gras. Die Beine gefühllos. Mit einem Auge sehe ich Admira auf mich zukriechen. Blut läuft aus ihrem Mund. Es ist das Blut der Schlacht auf dem Amselfeld, das Blut, das durch alle Strassen von Sarajevo fließt. Admira schaffte es bis zu mir und liegt auf mir. Es ist die Sonne von Sarajevo, die jetzt in mir scheint. Plötzlich. Grell. Die Sonne von Sarajevo.

«Zwei Tage lagen die beiden tot am Ufer, bis Admiras Eltern gefunden und unterrichtet wurden. Die Ismics telefonierten mit Boskos Mutter. Alle waren sich einig: Gemeinsam sollen sie in einem Grab liegen. ganz so, wie sie gestorben sind. Zijah Ismic sprach deshalb bei der UNO vor. Die hatten doch Panzerfahrzeuge, damit könnte man die Toten holen. Doch da teilte man mit, die Panzerung halte Schüsse aus den dort stationierten Waffen nicht aus. Liebe hat ihnen den Tod gebracht, sagt der Vater. Das ist kein Krieg zwischen Serben und Moslems – das ist ein Krieg zwischen Verrückten, zwischen Monstern.»

Hamburger Abendblatt, 25. Mai 1993

Aus: Krech Hans. Der Bürgerkrieg in Bosnien-Herzegowina (1992-1997). Ein Handbuch. 1997. Berlin. Verlag Dr. Köster

War-Crossed Lovers Buried in Sarajevo

The couple whose love and death came to symbolize Sarajevo's agony to many people came home in coffins and were buried together here today.

Bosko Brkic, a Serb, and Admira Ismic, a Muslim, died in sniper fire on Sarajevo's most dangerous bridge in May 1993 as they tried to flee the Bosnian capital to seek a better life somewhere else. Their bodies lay in a last embrace for a week before being recovered and buried in a Serbian-held suburb.

With the war over, Admira's father wanted his daughter and her lover to rest in the city where they met. Today, the two were lowered into a grave in Lion Cemetery alongside thousands of other victims of the siege of Sarajevo.

«This is where they were killed and this is where they should have been buried,» said Zijad Ismic.

«Just like Romeo and Juliet,» said a friend, Senada Smakovic.

New York Times, April 11, 1996